Newsletter 10 – Uganda
„Die Perle Ostafrikas" (Winston Churchill)

10. November 2003 bis 04. Dezember 2003

Auf unserer Umrundung des Viktoria-Sees ist Uganda der nördlichste Anrainer. Das hügelige Land hat etwa die Größe der Bundesrepublik Deutschland vor der Wende. Die alles beherrschende Farbe ist grün. Durch Ugandas Urwälder streifen die letzten noch lebenden Berggorillas und Schimpansen. Außerhalb der Nationalparks betreibt die fleißige Bevölkerung auf jeder verfügbaren Fläche Ackerbau. Bananen-, Tee- und Kaffeeplantagen prägen das Bild. Unser kaffee-fanatisches Deutschland ist für Uganda das weltweit wichtigste Exportland. Zahlreiche große Seen tragen zur Fruchtbarkeit bei, aber auch der weiße Nil, der nahe der Hauptstadt Kampala entspringt. Im Vergleich zu den anstrengenden rwandischen Nachbarn erleben wir die Ugander als wenig aufdringlich. Mit ihrer liebenswerten, aufgeschlossenen Art haben sie rasch unser Herz erobert.

Tee-Felder in Uganda

„No bill, no pay" – Ab der Grenze ist alles beim Alten und doch völlig neu

Stefan strahlt vor Freude. Endlich kann er wieder munter drauflos quatschen. In Uganda wird nicht Französisch gesprochen, wie im Nachbarland Rwanda, sondern Englisch, wie gewohnt.
Der Beamte der Einwanderungsbehörde ist freundlich und akzeptiert ohne Umstände unsere 100 US-Dollar Note für die Visa. (Wir haben extra neue Scheine bei der Bank beantragt, denn 100 Dollar-Noten älteren Datums sind sehr oft gefälscht worden und werden daher nicht gerne genommen.) In der Zollbehörde halte ich die Luft an. Von den Därrs waren wir in Tanzania gewarnt worden, dass das Carnet de Passage Uganda nicht ausweist, was zu einer Gebühr von 130 US-Dollar führte. Daraufhin hatten wir uns mit Frau Stefani vom ADAC in Deutschland in Verbindung gesetzt. Blitzschnell ließ sie uns ein offizielles Schreiben per E-Mail zukommen. Dieses haben wir nach einigen Fehlversuchen in Rwanda tatsächlich ausdrucken können. Nun bin ich gespannt, ob das Dokument vor den Beamten auch Bestand hat. Fast mit Enttäuschung quittiere ich die Schlafmützigkeit des Schreibtischtäters, dem das Problem nicht einmal auffällt. Diesen Aufwand hätten wir uns also sparen können. Die Straßenbenutzungssteuer muss in Uganda-Schilling bezahlt werden. Schnell ist ein Landsmann bereit unsere US-Dollar zu tauschen. Als wir ihm jedoch die Scheine in die Hand drücken, die wir gerade vom Beamten der Einwanderungsbehörde als

Wechselgeld bekommen haben, ist er empört. „Diese Scheine sind alt und außerdem kaputt. Dafür kann ich euch nur einen geringen Wechselkurs anbieten.“ Tatsächlich ist eine der Noten eingerissen, aber deshalb gleich den Kurs anzupassen erscheint uns doch etwas verwegen. Also laufen wir zurück zum Beamten der Einwanderungsbehörde, den Wechsler im Schlepptau, und diskutieren das Problem. Nach einer Diskussionsrunde werden die hässlichen Lappen in ansehnliche neue Scheine gewechselt– eine Situation, die alle Beteiligten zufrieden stellt und ein schönes Beispiel afrikanischer Konsensfähigkeit.
Bevor wir das Büro verlassen werden wir ermahnt in Uganda keinerlei Rechnungen zu zahlen, für die wir keine Quittung bekommen. Die Korruption sei immer noch ein großes Problem, aber die Regierung ist sehr bemüht sie einzudämmen, erklärt uns der Zollbeamte.
Landy rollt, jetzt wieder auf der linken Straßenseite, neuen Abenteuern entgegen.

„Performing the muzungu kork-screw” – Urlaub am Bunyoni-See

Da Uganda bei einer wachsenden Zahl von Overland Reiseveranstaltern auf dem Programm steht, ist die touristische Infrastruktur besser als in Rwanda. So müssen wir nicht mehr auf Hotel-Parkplätzen schlafen, sondern können endlich wieder Camping-Anlagen nutzen. Eine dieser Oasen liegt am Bunyoni-See. Die Kulisse ist malerisch. Die Morgennebel hängen über dem Wasser. Zu allen Seiten ragen üppig grüne Hügel auf. Im Papyrus am Ufer tummeln sich Scharen bunter Vögel. Und auf dem See gleiten lautlos Einbäume dahin. Familien sind mit ihren Waren zum Markt unterwegs.
Wir haben den mit Rucksack reisenden Amerikaner Dave Lawrence aufgegabelt, und auf unserem Bett mitgenommen. Er kennt eine malerische Route entlang des Sees.

Morgenstimmung am Bunyoni-See

Gezwitscher aus dem Papyrus

Im Camp sind wir die einzigen Gäste. Lediglich drei Ugander bewundern ihre Heimat. Schüchtern spricht mich das Mädchen an, ob es in Ordnung sei, wenn sie sich mit mir fotografieren lässt. Im Gespräch lerne ich, dass sie Biologie-Studentin ist und gerade ihr Diplom gemacht hat. Der Ausflug ist die Belohnung für all die Mühe. Da posieren sie nun gemeinsam, die zwei Biologinnen. Eine ungewaschene Germanin in fleckigen Wanderhosen neben einem kaffeebraunen filigranen Geschöpf im Blümchenkleid.

Bevorzugtes Fortbewegungsmittel der Einheimischen, der Einbaum.

Uns packt der Ehrgeiz. Die Fortbewegung per Einbaum gleicht bei Einheimischen einem Kinderspiel. Wir leihen ein stabiles Exemplar im Camp. Unweit vom Ufer liegt eine Halbinsel. Sie wird als Ziel angepeilt. Dave tönt gleich paddeln könne er gut und übernimmt das Steuer. Stefan, als Mitglied des Heidelberger Ruderclubs, sollte auch mit einem Boot umgehen können. Dann kann das ja gar nicht so schwer sein, denke ich. Es wird kommen, wie es immer kommt, denkt der Einheimische.
Wir legen uns mächtig ins Zeug, aber bewegen uns kaum vom Fleck. Vielmehr fährt der Einbaum permanent im Kreis. Unseren antrainierten Verhaltensmustern folgend analysieren wir die Situation. Bei sengender Mittagshitze wird viel diskutiert und eine Strategie entwickelt. Beim nächsten Anlauf nähern wir uns der Halbinsel tatsächlich, aber nur im Zick-Zack-Kurs. Ehe wir uns versehen, dreht der Einbaum die Nase wieder in die falsche Richtung. Für den fernen Beobachter am Hang muss es aussehen wie eine Nussschale die ziellos auf dem Wasser tanzt. Letztendlich hat ein vorbei paddelnder Afrikaner Mitleid und beschreibt uns mit viel Geduld, was wir tun müssen, um geradeaus zu fahren. Er unterbreitet uns auch, dass das was wir da gerade machen bei den Einheimischen einen Namen hat. Sie nennen es den „muzungu kork screw“, den Touristen-Korkenzieher. Stiller Rückzug. Experiment beendet.
An diesem Abend öffnet das Restaurant allein für uns. Der Koch hat frisch aus dem See gefangene Shrimps zubereitet. Ein Kaminfeuer brennt. Unser Lichtpunkt reiht sich ein in die Kette kleiner Leuchtfeuer entlang der Hügel des Bunyoni.

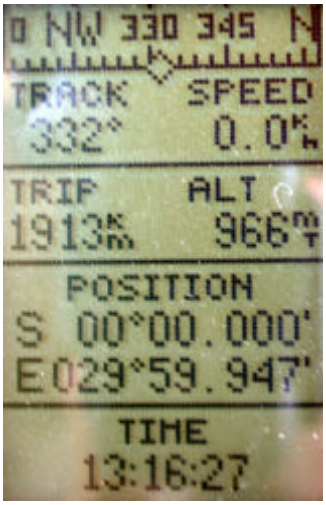
Die Elefanten-Bändigerin

„You are causing a traffic jam" – Die Reise von der Süd- zur Nordhalbkugel

Auf dem Weg zum Äquator sehen wir uns den Queen Elisabeth Nationalpark an. Wer auf dem Transit-Weg bleibt, muss für die Tierbeobachtung nichts zahlen. Wir recken unsere Hälse, denn durch das hohe Gras und dichte Buschwerk wird die Safari zur echten Herausforderung. Die Geduld wird belohnt mit dem ersten Ugandischen Buschbock. Bei den Elefanten fallen uns besonders die sehr kurzen Stoßzähne auf. Ein makaberes Beispiel für genetische Selektion. Ihre Artgenossen mit langen Stoßzähnen sind vor langer Zeit durch Wilderei ausgerottet worden.

Graslandschaft im Queen Elisabeth Nationalpark

In schöner Regelmäßigkeit tauchen am Rand der Piste fleißig werkelnde Arbeiter auf. Mit einfachsten Werkzeugen drängen sie das Gras zurück. Sie lächeln freundlich und winken uns kurz zu. Beim Blick in den Rückspiegel sind sie schon wieder in ihre Arbeit vertieft. Wie kommen die abends wohl nach Hause, frage ich mich, denn der Nationalpark selbst ist unbewohnt.
Wir sind zurück auf der Teerstraße. Laut Navigationssystem nähern wir uns dem Äquator. Völlig unvermittelt wird dieser am Straßenrand angekündigt. Wir posieren für das Familienalbum, aber Stefan will auch ein Foto vom GPS machen und dieses zeigt am „offiziellen" Äquator noch nicht die Koordinate Null. Also schleiche ich mit dem Landy vorwärts bis es soweit ist. Der exakte Nullpunkt liegt mitten auf der Kreuzung mit einer weiteren Hauptverkehrsstraße. Bis die Digitalkamera endlich schussbereit ist, kleben unsere Augen magnetisch auf der Anzeige. Plötzlich klopft es an die Scheibe. Ein entnervter Afrikaner schimpft: „you are causing a traffic jam". Das Foto schießen wir trotzdem noch und machen uns dann rasch aus dem Staub.



Liegt der Äquator im Süden?

„Beware of the hippo!" – Rohe Kräfte am Nkuruba-Kratersee

Mit dem Auto in Uganda unterwegs zu sein gibt immer Gelegenheit zum Kontakt mit der Bevölkerung, denn Straßenschilder müssen erst noch erfunden werden. Heute sind wir auf der Suche nach dem Nkuruba-Kratersee. Hier ist ein Community Camp, das zur Zeit von einem frustrierten englischen Pärchen eher bewohnt als betreut wird. Die hochgesteckten Ziele eines Ökotourismus-Projektes wurden aus Geldmangel längst aufgegeben. Die Lage ist traumhaft. Wir können weit über die Hügel dem Sonnenuntergang entgegen sehen. In den Bäumen tummeln sich Kolobus-Affen. Ein kleiner Fußweg führt von der Camping-Wiese direkt zum Kraterrand hinab. Bevor wir uns jedoch die Kleider vom Leib reißen, um zu schwimmen, erkundigen wir uns nach dem hauseigenen Nilpferd. Es ist im Reiseführer erwähnt. Dieses besucht seit vier Tagen Freunde im Nachbar-Tümpel. So ist das planschen mit Urwaldfaktor ein ungefährliches Erlebnis.

Die Bananenstauden haben gigantische Ausmaße.

Da Stefans Fuß inzwischen wieder so weit hergestellt ist, dass er mit Stock laufen kann, unternehmen wir eine kleine Buschwanderung. Zunächst ist der Weg noch eindeutig zu erkennen, doch schon bald ist der schmale Pfad von Pflanzen und Lianen überwuchert. Stefan, in Ermangelung einer Machete, setzt den Stock zur Rodung ein. Ein Hieb an der falschen Stelle und, „knacks", mein Prunkstück aus Zimbabwe zerbricht in zwei Teile. Wir machen beide ein dummes Gesicht, wenn auch aus unterschiedlichen Motiven.

Samstags ist im Community Camp Unterricht für die Dorfbewohner. An der Tafel im Freien sind wild durcheinandergewürfelt englische Begriffe zu lesen. Auf der Wiese stehen ordentlich aufgereiht ein paar Nähmaschinen. Die weiblichen Schülerinnen haben ihre Kinder mitgebracht. Während Mama Englisch oder Nähen paukt, spielen die Kleinen Fußball auf dem Rasen. Im Dorf haben die Menschen die Feldarbeit niedergelegt. Aus der Ferne sind Trommeln und Gesang zu hören.

Der Samstag ist Markt-Tag, nicht nur in Uganda.

„Tell all your friends at home" – Besuch im Kinderheim

Als Europäer gehen wir automatisch davon aus, dass Entwicklungshilfe in Afrika nur von Industrienationen geleistet wird. In Fort Portal entdecken wir ein schönes Beispiel dafür, wie sich Einheimische in kommunalen Projekten engagieren. Die „Mpora Rural Family" wird uns von einem Engländer empfohlen, der dort auf der Durchreise übernachtet hat. Wir fragen an einer Schule nach dem Weg. Ein Junge bietet sich direkt als Führer an. Sobald er im Wagen sitzt fragt er uns unverblümt, ob wir ihm nicht sein Studium finanzieren wollen. Die meisten jungen Leute hier begreifen, dass sie nur mit einer fundierten Ausbildung eine Chance bekommen. In vielen Fällen scheitert der gute Vorsatz jedoch an den finanziellen Mitteln, denn die Schüler müssen Schulgeld zahlen, eine Uniform tragen und schließlich auch noch von etwas leben können. Dieses Problem wurde auch von Morence Mpora erkannt. Er hat das Kinderhilfsprogramm, das seinen Namen trägt, 1987 gegründet. Sein Ziel ist, Kindern eine Perspektive zu geben, deren Eltern an AIDS oder anderen schweren Krankheiten leiden und sich daher nicht um sie kümmern können. Inzwischen unterstützt er 82 (Halb-)Waisen im Alter zwischen 7 und 18 Jahren. Freundlich werden wir von ihm willkommen geheißen. Der Einladung zum traditionellen ugandischen Mittagessen können wir einfach nicht widerstehen. Das Wohnzimmer ist bunt geschmückt. Er erklärt uns, dass die Kinder in regelmäßigen Abständen den Raum neu dekorieren. An den Wänden prangen Ausschnitte von „Focus" und „Spiegel" mit Bildern des Bundespräsidenten und dem Emblem des FC Bayern München. Während wir uns über Fleisch mit Soße, Ugali und Reis hermachen, legt uns Herr Mpora die Motive für seinen Einsatz dar. „Mein Hauptanliegen besteht darin, den Kindern eine solide Schulbildung zu ermöglichen. Mein Traum ist, eine eigene Schule zu errichten, damit wir das Bildungsniveau der Schützlinge direkt beeinflussen können". In den Schulferien wohnen die Jungen und Mädchen bei ihm im Waisenhaus. In der Schulzeit sind sie auf verschiedene Schulen verteilt oder wohnen zu Hause. Fünf seiner Zöglinge sind inzwischen selbst zu Lehrern ausgebildet. Er weiß, wie wichtig praxisnaher Unterricht ist. „Bei mir lernen die jungen Leute die

Links einer der ersten Waisen, die von der „Mpora Rural Family" profitiert haben. Die Wände sind mit dem "Focus" dekoriert.

Morence Mpora

Grundzüge von Landwirtschaft und Ackerbau aber auch Hausbau, beispielsweise das Brennen von Ziegeln“. Mit Spendengeldern hat er gerade eine Bibliothek errichtet. Die Bücher sind eine wilde Mischung von Bildband über Abenteuerroman bis Sachbuch. Zum Abschied übergeben wir ihm Kleidung und Material für den Unterricht. Wir versprechen, dass wir in Deutschland über sein Projekt sprechen werden.

„His name is Mobutu” – Auf den Spuren der Schimpansen von Kibale

In der Regenzeit finden die Wetterwechsel in Uganda schlagartig statt. Haben wir eben noch auf der Fahrt ins Blau die strahlende Sonne genossen, so ermittelt uns schon in der nächsten Sekunde der Platzregen. Aufgrund der herabstürzenden Wassermassen ist die Sichtweite auf wenige Zentimeter beschränkt und der braune Lehmboden wird zum Bach. Das lecke Dachfenster muss mit allen verfügbaren Handtüchern abgedichtet werden. Die Scheiben beschlagen, so dass an weiterfahren nicht zu denken ist. Der sich von hinten nähernde Lastwagen hat wohl ebenfalls ein Sichtproblem. Er erkennt unseren geparkten Landy zu spät und macht beim Ausweichmanöver um ein Haar den Abgang in den nahen Graben. Kurz darauf ist er schon wieder mit den feuchten Bindfäden verschmolzen. Das Gebläse erwacht unvermittelt zum Leben. Es hat seit dem Unfall nicht mehr funktioniert. Der Landy ist eben immer für eine Überraschung gut.

Landy als Seifenkiste.

Zu dieser Jahreszeit regnet es zwar nicht langanhaltend, aber mindestens einmal am Tag. Die lehmbedeckten Straßen sind längst zu Schlammpisten mutiert. Wir sind unterwegs zum Kibale Nationalpark, um unsere nahen Verwandten, die Schimpansen, zu besuchen. Auf der seifig-glitschigen Piste kommen wir nur langsam voran. Ich verfluche leise zum hundertsten Mal Stefans Bänderriss, der mich dazu zwingt, bei diesen widrigen Bedingungen das Steuer in die Hand zu nehmen. Der Landy und ich haben seit Namibia ein gespaltenes Verhältnis.

Warten auf die Säge.

Die Vegetation wird unterdessen zunehmend dichter. Mit Bromelien bewachsene Urwaldriesen säumen die Piste. Dicke Lianen winden sich zu Boden. Hinter einer langgezogenen Kurve parkt eine endlose Schlange von Fahrzeugen mitten auf der Straße. Stefan ist sofort aus dem Auto, um nachzufragen was los ist. Wenig später präsentiert er mir die Geschichte. „Da vorne ist gerade einer der Baumriesen umgefallen. Nun blockiert er die Straße, da ist kein Durchkommen. Die Afrikaner haben nach Männern mit Sägen geschickt, die den Stamm zerlegen sollen.“ Jetzt hätten wir unseren Freund Götz mit seiner Motorsäge gut gebrauchen können! Die Herbeigerufenen machen sich aber schon kurze Zeit später, barfuss und nur mit

Die Dorfbewohner haben die Situation voll im Griff. Ruck-Zuck ist das Hindernis beseitigt.

Handsägen ausgestattet, an ihr Werk. Unglaublich in welcher Geschwindigkeit sie den riesigen Stamm in Teilstücke zerlegen und von der Straße wälzen. Die andern Wartenden schauen dabei genauso interessiert zu wie wir. Nur einer übernimmt die Aufgabe die Gebühr für die Helfer einzusammeln. Der Landsmann verlangt von Stefan eine ziemlich dreiste Summe. Der lacht ihm einfach ins Gesicht und rechnet ihm vor, was sich die Herren (würde jeder der Umstehenden diesen Preis bezahlen müssen) davon alles leisten könnten. Wie immer wird gefeilscht bis die Summe beiden Seiten angemessen erscheint. Gerade noch rechtzeitig vor Einbruch der Dunkelheit und somit Schließung des Parkeingangs erreichen wir das Haupttor. Hier werden wir vom Parkwächter schon erwartet. Er begleitet uns zu unserer Banda. Wir gönnen uns ein Steinhaus mit Doppelbett, Kerosinlampenbeleuchtung und Bad, denn dies ist günstiger als Camping auf dem angrenzenden Rasen. Afrikanische Preispolitik! Das Wasser für die heiße Dusche wird von Angestellten auf dem Feuer erwärmt und in Kanistern an unsere Tür geliefert. Für heute sind wir im Park die einzigen Gäste. Bei Sonnenuntergang senken sich die

Selbst die Paviane sind neugierig.

Nebel. Ihre weißen Schleier verleihen dem üppigen Grün einen beinahe mystischen Eindruck. Später bewundern wir die unzähligen Sterne am glasklaren Himmel und lauschen den Nachtgesängen des Urwalds.
Im Kibale Nationalpark leben etwas 700 der insgesamt 3000 Schimpansen Ugandas. Wir nutzen die Möglichkeit, diese bei einer Wanderung zu besuchen. Silver, ein sehr erfahrener Ranger, begleitet uns. Die Schimpansen in Kibale sind schwieriger zu finden, als die Gorillas in Rwanda. Wir müssen sehr leise sein. Zwar sind auch die Gruppen hier im Nationalpark Menschen gewohnt, aber sie schätzen ihre Nähe nicht unbedingt. Wir recken unsere Hälse, denn am Vormittag halten sich die Chimps bevorzugt in den Baumkronen auf. Aus der Ferne können wir ein paar Rufe hören. Offensichtlich sind wir entdeckt worden. Ein Gruppenmitglied macht die anderen Tiere lautstark auf uns aufmerksam. Silver verlässt die vorgegebenen Waldwege und wir laufen querfeldein den Affen hinterher, zügig aber möglichst lautlos. Für mich eine schier unlösbare Aufgabe. Hoch in den Wipfeln über uns können wir sie dann endlich sehen. Hier eine Mutter mit Baby, die entspannt in einer Astgabel wippt, dort ein Nest in dem ein älteres Geschwisterchen umhertollt. Die jungen Tiere üben im Spiel, wie die Äste der Bäume so zu biegen sind, dass ein stabiles Bett daraus wird. Je länger wir hinschauen, um so mehr Schimpansen sehen wir. Sie bewegen sich langsam und verstecken sich zwischen den Blättern der Bäume. Manchmal sehen wir durch unsere Ferngläser nur Haarbüschel, Ohren mit der uns vertrauten Anatomie oder ein dunkles, fast schwarzes Auge, das uns aufmerksam beobachtet. Silver beginnt zu erzählen: „Mütter schlafen mit ihren Babies in einem Nest. Im Alter von zwei Jahren beziehen sie dann ihr eigenes Bett. Dieses wird jede Nacht an einem anderen Platz neu errichtet.“ Stefan interessiert vor allem der Vergleich im Sozialverhalten zwischen uns und den Schimpansen. „ Oh ja! Auch Schimpansen können sehr grausam sein.“, so Silvers ernüchternde Zusammenfassung. „Ausgewachsene Artgenossen, die in fremdes Territorium eindringen, werden auf das Brutalste bekämpft. Es kann aber auch vorkommen, dass die eigene Sippe zahlreiche Schläge hinnehmen muss.“ Silver berichtet vom Anführer des Rudels, den sie Mobutu nennen. „Wenn sich Mobutus Auserwählte mit einem anderen Affen paart und Mobutu findet es heraus, dann verprügelt er alle männlichen Mitglieder des Clans.“
Die größte Gefahr geht jedoch auch für die Schimpansen vom Menschen aus. Viele ältere Tiere werden bei dem Versuch der Wilderer junge Menschenaffen einzufangen getötet, denn sie verteidigen die Gruppe bis zur Selbstaufgabe. Die Jungtiere werden illegal außer Landes geschafft. Im mittleren Osten halten sie als Haustiere her, andernorts als

Unsere feudale Unterkunft im Kibale Nationalpark.

Das Schimpansen-Telefon.

„Spielgefährten“ oder Clowns im Zirkus. In Uganda selbst dient das Schimpansen-Fleisch als Hundefutter, im Kongo wird es als Delikatesse verspeist. Ein großes Risiko geht von Wilderern aus, die an den Schimpansen selbst gar nicht interessiert sind. Sie setzen Fangschlingen zur Jagd auf Antilopen ein. Schätzungsweise ein Viertel aller im Kibale Nationalpark lebenden Schimpansen verfängt sich einmal im Leben in solchen Schlingen. Bilder im kleinen Nationalparkmuseum erzählen die traurige Geschichte einer Schimpansen-Familie: Die Mutter wurde von Wilderern getötet. Sie hinterließ zwei Kinder. Das ältere der Beiden hatte eine Handschlinge. Es versuchte sich und sein kleines Geschwister durchzubringen, vergeblich. Beide Tiere wurden schon kurz darauf nicht mehr gesehen. Wahrscheinlich sind sie verhungert. In den meisten Fällen wehren sich die Tiere mit aller Kraft gegen die Schlinge und ziehen dabei die Falle immer weiter zu. Finger oder Füße sterben ab. Nestbau, Nahrungssuche und Aufzucht werden zu unlösbaren Aufgaben.
Wir hören ein Trommelgeräusch. Silver nennt es das „Schimpansentelefon“: Bäume deren Stamm zum Ende hin hohle Ausläufer bildet. Auf diesen trommeln die Affen, wenn sie ihre Gruppe suchen. Die Gruppe antwortet mit lautem Rufen. Kurz darauf eilt ein Schimpanse den Waldpfad entlang an uns vorüber, auf die vorderen Fingerglieder gestützt.

„How do you call this?” – Madam mit Malaria

Der Mann an der Bar kann den Text bereits mitsprechen. Wir sitzen in einem Eck der zur Camping-Anlage gehörenden Festhalle und sehen uns das Video „Gorillas im Nebel“ an. Das karge Amiente kann unsere Begeisterung über den Film nicht trüben. Generationen von Reisenden müssen sich diese Aufnahme schon angeschaut haben, denn die Bildqualität hat deutlich gelitten. Trotzdem sind wir beide fasziniert. Dass es mich davon aber fröstelt, finde ich schon etwas merkwürdig. In der Nacht ziehe ich alle warmen Sachen an die ich habe und friere weiter. Der Magen drückt und ich bekomme rasende Kopfschmerzen. Am Morgen weiß ich gar nicht, welches Ende ich zuerst über die Toilette halten soll. Als das Fieber steigt und sich die „Wadenwickel“ als völlig nutzlos erweisen, beschließt Stefan, mich in ein Krankenhaus zu bringen. Wir folgen der Empfehlung von Einheimischen und fahren zum Krankenhaus des Sankt Josefs Ordens. Es liegt in Fort Portal im westlichen Uganda und besteht aus einer Reihe einstöckiger Steinbauten. Zwischen den einzelnen Gebäuden sind Wiesen angelegt. Hier liegen die Kranken auf Matratzen und genießen die frische Luft. Im Westen erheben sich majestätisch die Rwenzori-Berge, die Grenze zum nahen Kongo. Stefan muss an der Rezeption für mich eine Aufnahme-Karte erwerben. Sie kostet umgerechnet 25 Cent. Ich frage mich, was aus den Afrikanern wird, die sich dieses Geld nicht leisten können.

Mei, fühl´ ich mich platt heute!

Ich muss zur Eingangsuntersuchung. Dies ist durchaus wörtlich zu nehmen, denn sie findet im Freien unweit des Hospital-Eingangs statt. Da ich inzwischen ziemlich geschafft bin, muss mich Stefan aus dem Auto tragen. Zunächst wird der Puls

gemessen und für zu niedrig befunden. Dann wird das Fieber gemessen und für zu hoch befunden. Als ich auch noch meinen Durchfall erwähne, ruft die Schwester sofort nach einem Arzt. Bevor dieser einen Blick auf die einzige Muzungu im ganzen Krankenhaus wirft, muss sie aber noch gewogen werden. Die mechanische Waage hätte in Deutschland Museumswert. Eine Ordensschwester bewegt das Gewicht mit unermesslicher, gottgegebener Geduld so lange hin und her, bis der Balken an dem es befestigt ist frei schwebt. Für jemanden, der sich kaum noch auf den Beinen halten kann, eine endlos scheinende Prozedur. Ich weiß jetzt, dass ich vollständig eingekleidet, einschließlich Wanderschuhen, 67,4 Kilogramm wiege. Genauer ließ sich die Waage (Gott sei Dank!) nicht einstellen. Der Arzt kommt rasch zur erwarteten Diagnose und schon werden allerhand Hilfsmittel herbeigeschafft. Stefan holt unseren Erste-Hilfe-Sack aus dem Landy. Dieser wurde vor der Reise fachmännisch von unserem guten Freund und Mediziner Thorsten mehr als üppig zusammengestellt. Der Arzt ist hin und weg über unsere Ausstattung: Butterflys, Braunülen mit Mehrwegehahn und sogar ein handsigniertes Werkzeug zum abbinden. Die Besorgnis um mangelnde Sterilität im hiesigen Krankenhaus ist jedoch völlig unbegründet. Die benötigten Utensilien werden munter zusammenkombiniert. Der Doc bedient sich genauso an unserem Fundus, wie aus seinem eigenen Lager und so bin ich innerhalb von Minuten völlig „verkabelt“ und um ein paar Milliliter Blut ärmer. Jetzt wird mein Wasserhaushalt mit Kochsalzlösung wieder ausgeglichen und gegen die hässlichen Erreger bekomme ich hochdosiert Chinin in Glucose. Die Infusionslösungen stammen alle von Fresenius Kabi. Beruhigt (und mit vollgesch... Unterhose, denn zum Spurt auf das Häuschen hat die Energie nicht mehr gereicht) lege ich mich auf die Rollbahre.
Draußen ist die Menge der Wartenden erheblich angewachsen. Einige sind in sehr schlechtem Zustand. Als ich in den Privat-Trakt geschoben werde scheint das Leben um mich herum eine Sekunde still zu stehen. Die Menschen schauen der Weißen mit einer Mischung aus Neugier und Mitleid nach. Eine Schwester spricht aus was viele denken. „Es kommen ohnehin so wenige Touristen nach Uganda und jetzt bist du auch noch krank geworden. Was denkst du jetzt bloß über unser Land und was wirst du zu Hause erzählen?“ Sie kann gar nicht glauben, dass ich von ihrem Land fasziniert bin, trotz Malaria.
Zwei Pfleger schieben die Bare. Einer zeigt auf mich und fragt Stefan „How do you call this?“ Stefan antwortet mit der Standard-Notlüge „This is my wife.“ Die Wahrheit ist hier niemandem verständlich und wir sind beide nicht in der Stimmung sie zu erklären. Aber die Befragung ist noch nicht zu Ende. „How many children?” “No children.” In den Augen der Afrikaner muss mit mir etwas nicht in Ordnung sein, wenn ich in meinem Alter noch keine Kinder habe. Ich kann damit leben. Stefan aber dreht den Spieß um. „Wie viele Kinder habt ihr denn?“ Der eine murmelt verlegen etwas von einem Kind, der andere behauptet großspurig er habe drei. Als er uns später am Abend noch einmal besucht und sich als „Bruder Johann Baptist“ vorstellt, werde ich doch etwas stutzig. „Wie war das mit den drei Kindern?“ „Das habe ich nur so gesagt.“ Es ist eben keine Frage die man stellt, wenn andere Männer zuhören. Auch die Afrikaner haben offensichtlich ihre Notlügen.
Während meiner Rekonvaleszenz im geräumigen Einbett-Zimmer mit Bad, werde ich von „Schwester Stefan“ rührend gepflegt. Nachts schläft „sie“ auf der Luftmatratze zu meinen Füßen. Afrikanische Krankenhäuser beschränken sich auf die medizinische Versorgung. Von Verwandten wird erwartet, dass sie Hilfestellung bei der Morgentoilette leisten, Wäsche waschen und Essen kochen.

Dementsprechend herrscht im Freien reges Treiben. Die Afrikaner tun sich zusammen und besorgen die Wäsche und das Kochen in der Gemeinschaft. In meinem Zimmer herrscht ebenfalls Hochbetrieb. Nicht nur gehen Ärzte und vier Krankenschwestern im Schichtbetrieb ein und aus. Auch Ordensbrüder und –schwestern kommen vorbei um sich nach mir zu erkundigen. Ihre Abschiedsfloskel wird bald zum Mantra. „You will be fine".
Nach zwei Tagen bin ich so weit hergestellt, dass ich das Krankenhaus verlassen kann. Wir nehmen uns viel Zeit zum Verabschieden. Adressen werden ausgetauscht. Über das Geld für die „Kaffeekasse" sind die Krankenschwestern völlig aus dem Häuschen. So unbedacht hat man hier einen neuen Brauch eingeführt. Stefan bezahlt unterdessen die Krankenhaus-Rechnung: 35 US-Dollar, inklusive Tütchen mit Chinin-Tabletten für die weitere Behandlung.

„How can you help me to help you" – Korruption und Kommerz in Kampala

Stefan kann wieder Auto fahren, das nenne ich Timing! Wir sind unterwegs nach Kampala, der Hauptstadt Ugandas. Gespannt erwarten wir die Straßenverhältnisse. Dave hatte ziemlich geschimpft. Eine Zumutung sei die Strecke gewesen, das Schlimmste was er bis dahin überhaupt erlebt habe. Die Afrikaner beschwichtigen: „Alles geteert, überhaupt kein Problem". Die Wahrheit liegt in der Mitte. In der Umgebung größerer Städte ist die Piste geteert und schnell zu befahren, dazwischen hoppeln wir über Teerbrösel und durch Schlaglöcher. Ein wunderbares Beispiel selektiver Wahrnehmung. Kampala ist eine Stadt der Gegensätze. Im Zentrum türmen sich Bankgebäude auf, während in den Randbezirken die Wohnviertel der Armen stetig anwachsen. In Entebbe, am Ufer des Viktoria-Sees, stehen die Villen der Reichen und Schönen. Hier ist auch der botanische Garten, in dem der erste Tarzan-Film gedreht wurde, wie ein Biologiestudent uns stolz berichtet. Heute ist dort Partystimmung, denn die Moslems feiern lautstark das Ende des Ramadan. Im Café sitzt uns ein britischer Lehrer gegenüber. Es sieht regelrecht ausgezehrt aus und sein Husten klingt alles andere als gesund. „Seit längerem leide ich an Hepatitis." Vor kurzer Zeit ist seine Frau verstorben, er vermisst sie sehr. Gestern erst hat die Lord Resistance Army (s.u.) wieder seinen Wagen beschossen, auf dem Weg zur Schule. Was ihn eigentlich hier noch hält möchte ich wissen. „Ich bin seit 13 Jahren in diesem Land. Das ist mein Leben."
Und dann machen wir doch noch unliebsame Bekanntschaft mit der Korruption. Auf einer der Hauptverkehrsstraßen wird uns eine Kehrtwende zum Verhängnis. Eine Sekunde später nämlich werden wir bereits von einem Pick-up an den Straßenrand gedrängt. Auf der Pritsche sitzen sechs Soldaten in schusssicherer Kleidung mit Helmen, Tarnanzug und bewaffnet bis unter die Zähne. In ihre Mitte prangt die aufgepflanzte MG. Einer der Kerle schlendert zu unserem Wagen und fragt in honigsüßem Ton, ob wir uns der Tatsache bewusst wären, dass wir gerade ein Verkehrsvergehen begangen haben. Stefan stellt sich erst einmal dumm. Irgendwo hat er gelesen, dass es eine gute Taktik sei, die Leute in eine Unterhaltung zu verwickeln. Also hält er dem Staatsdiener den Reiseführer unter die Nase und bittet ihn um eine Wegbeschreibung zum Campingplatz. Aber das Kerlchen ist nicht blöd. Immer wieder stellt er die gleiche Frage. „How can you help me to help you?" Stefan, der vor Wut fast kocht, will einfach nicht bezahlen. Letztendlich hat der Typ, der dauernd mit seiner Kalaschnikow vor Stefans Nase herumfuchtelt, aber das schlagkräftigere Argument und so zerren wir nach zähen Verhandlung entnervt 15

US-Dollar hervor. Stefan macht den Typen aber doch nervös, indem er mit den Scheinen in der Luft herumwedelt. Der Kinobesuch, den wir an diesem Abend eigentlich geplant hatten, ist jedenfalls gestrichen.

„They made friends with dinner" – Begegnungen in Murchison Falls

Heather und Marc sind ein britisch-/südafrikanisches Ehepaar besonderer Art. Eines Tages stellen sie ihre Kinder vor vollendete Tatsachen. „Wir haben euch alles gegeben, jetzt ist es soweit, dass wir uns selbst einen Traum erfüllen." Der Hausstand wird komplett aufgelöst und schon fahren die zwei in einem Landy quer durch Afrika, unterwegs zu neuen Abenteuern. In Uganda übernehmen sie spontan das Management eines Campingplatzes an den Murchison Wasserfällen. Wir lernen das Paar in Kampala kennen. Eigentlich waren wir der Meinung bereits genug Wasserfälle gesehen zu haben, aber die beiden reden mit einer solchen Begeisterung, dass wir uns entschließen, sie zu besuchen. Eine weise Entscheidung. Schon die Anfahrt entlang des großen Albert-Sees, der Uganda vom Kongo trennt, ist eine Augenweide. Auf den Weiden grasen Rinder mit Monsterhörnern. Das Camp liegt inmitten des Murchison Falls Nationalpark. Heather erwartet uns schon. Sie hat den schönsten Platz im Lager vehement verteidigt.

Diese Hörner scheuen keinen Vergleich.

Die Anlage füllt sich rasch. Nicht nur Tourgruppen laufen ein, sondern auch Ex-Pats. Wir kommen mit Entwicklungshelfern der GTZ und des DED ins Gespräch. Derweil monologisiert ein sturzbesoffener Afrikaner, der Chef der Nationalparkverwaltung, an der Bar. Spät in der Nacht trifft ein Trupp aus Tanzania ein. Die Männer haben schweres Gerät dabei. Sie sind engagiert, um Brunnen zu bohren. Die Quelle im angrenzenden Dorf ist seit Wochen versiegt. Marc versorgt die Einheimischen aus dem Brunnen des Campingplatzes, sehr zum Unmut des Nationalparkverwalters.

Landschaft im Murchison Falls Nationalpark.

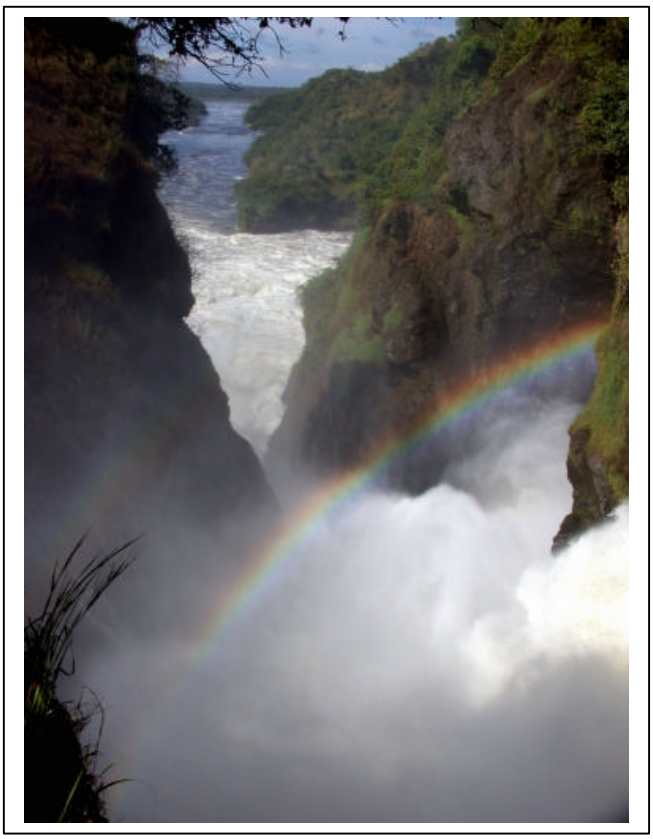
Am Morgen kommt ein Buschbock ganz nah an uns heran. Cora, so heißt die Dame, gehört zum Camp. Neugierig schaut sie Stefan zu, wie er den Frühstückstisch deckt. Sie lässt sich sogar streicheln. Weniger zum Schmusen aufgelegt ist die Wildschweinparade, die kurz darauf über das Camp defiliert.

Frühstücksbesucher.

Die Murchison Wasserfälle sind im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubend. Schier endlose Wassermassen des Viktoria-Nil machen nicht nur einen Höllenlärm, die Gischt spritzt und ruck zuck sind wir tropfnass. Das ist bei dieser Hitze aber eher angenehm. Lästig ist dagegen das Tse-Tse-Fliegen-Geschwader. Stefan wird fast bei lebendigem Leibe aufgefressen, bis er endlich sein dunkles gegen ein helles T-Shirt eintauscht.

Impressionen - Die Murchison Wasserfälle

Wir buchen eine Wildlife Safari per Boot. So können wir die Fälle auch noch vom Wasser aus bestaunen.



Die vierstündige Rundfahrt wird begleitet vom Grunzen zahlreicher Nilpferde. Überall lugen ihre winzigen Ohren aus dem Wasser hervor. Mit einer Mischung aus Grauen und Faszination beobachten wir die riesigen Nilkrokodile. Sie liegen träge, beinahe wie ausgestopft an Land. Der Kapitän lenkt das Boot vorsichtig an sie heran, um den Fotografen die Möglichkeit einer Nahaufnahme zu geben. Sobald die kritische Grenze zur Individualdistanz unterschritten ist erwachen die urzeitlichen Kreaturen blitzschnell zum Leben. In Sekundenbruchteilen sind sie im Fluss verschwunden.
Der Nil, auf seinem Weg zum Albert-See, teilt den Murchison Falls Nationalpark in eine südliche und eine nördliche Hälfte. Während des Bürgerkrieges fielen wildernde Soldaten über die Tiere im Park her. Dabei bildete der Fluss eine natürliche Barriere. So ist der nördliche Teil auch heute noch ein Safari-Paradies. Im Süden jedoch wird man fast keinem Wild begegnen. Die letzten verschreckten Exemplare wissen sich vor den Menschen zu verstecken. Nur eine alte Schildkröte traut sich vor dem Landy über die Straße. Mit der Fähre kreuzen wir früh am Morgen den Nil, auf dem Weg zur letzten Safari der Blackcontinen-Tour 2003.

Diesen Schwarm bringt so schnell nichts aus der Ruhe. Immer wieder lassen sich die Vögel vor uns auf der Piste nieder.

Topi

Der Geruch entlarvt uns als Menschen. Elefanten trauen ihrer Nase mehr als ihren Augen.

„Buschtaxi“

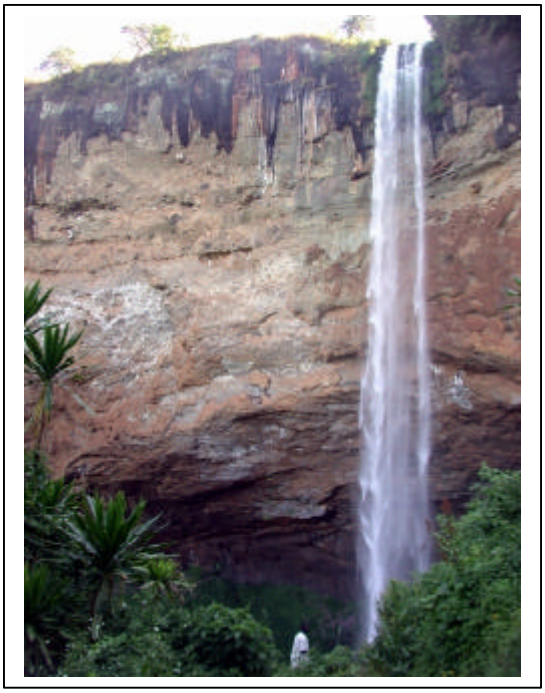
Zurück im Camp treffen wir auf den Bohrungsleiter. Er ist verzweifelt auf der Suche nach Fleisch für das Abendessen. Eigentlich hatte er extra zu diesem Zweck eine Ziege mitgebracht, aber er konstatiert lakonisch „the boys made friends with the fucking goat“. Seine Jungs haben sich inzwischen mit dem Tier angefreundet und bringen es nicht über das Herz es zu schlachten.
Marc und Heather sind aufgewühlt. Die Köchin hat heute Abend ihre Mutter im Schlepptau. Sie wurde im Dorf überfallen und konnte sich gerade noch zu ihrer Tochter durchschlagen. Im Norden Ugandas ist seit Jahren die Rebellenbewegung, Lord’s Resistance Army (LRA) aktiv. Ihr Anführer, Joseph Kony, kämpft einen pseudoreligiösen Kampf für eine Regierung, die sich auf die zehn Gebote stützt. Seine Methoden sind brutal. Halbwüchsige Kinder werden von der LRA verschleppt und als Kindersoldaten missbraucht. Indoktriniert durch die Philosophien ihres Rädelsführers halten sie sich für unverwundbar. Die Übergriffe der LRA auf die Lokalbevölkerung haben zu einer anhaltenden Fluchtbewegungen in Norduganda geführt. Die Zahl der Binnenflüchtlinge wird auf über eine Million Menschen geschätzt. Viele suchen jede Nacht in den Städten in Kirchen und Pfarreien oder in von der Armee bewachten Lagern Zuflucht und kehren nur tagsüber in ihre Dörfer zurück. Die Versorgung dieser Menschen mit Wasser, Nahrung, Medikamenten und anderen Hilfsgütern ist ungenügend. (Nach einer Presseerklärung des Auswärtigen Amtes, www.auswaertiges-amt.de; Länderinformation Uganda.) Uganda hat sich inzwischen zum Schwerpunktland deutscher Entwicklungszusammenarbeit entwickelt (Wasserversorgung, Förderung der beruflichen Bildung, Finanzsystementwicklung sowie Beratung der Ministerien zu verschiedenen Reformvorhaben). Die Vivo-Foundation beispielsweise bemüht sich um die psychotherapeutische Betreuung der traumatisierten Bürgerkriegsopfer (http://www.vivofoundation.net/index.php).
Wir geben jedenfalls unverzüglich den Plan auf, unsere Route über die Teerstraße nördlich des Parks fortzusetzen. Die Aussicht den Rebellen in die Hände zu fallen behagt uns beiden nicht.

„Once upon a time…" – Moses und das Wasser (Die Sipi-Fälle)

Die Sipi-Fälle liegen im Osten Ugandas, am Rande des Mount Elgon Nationalparks, der die Grenze zu Kenia bildet. Eine Besteigung des ca. 4300 Meter hohen Berges kommt für uns aus Zeitmangel nicht mehr in Frage. Ein weiteres Highlight auf der inneren Notiz künftiger Reiseziele. Im Abstand von wenigen Kilometern passieren wir zahlreiche Straßensperren. An Schlagbäumen halten Polizisten jedes Fahrzeug an. Sie sind auf der Suche nach LRA-Rebellen. Wir bieten Anlass zur Abwechslung. Uns selbst stets zur Geduld ermahnend, beantworten wir die immer gleichen Fragen. Beim Aufstieg zu Moses Camp ist die Landschaft in einen alles umspannenden, fast bis zum Kitsch bunten Regenbogen getaucht. Moses freut sich uns zu sehen, in diesem abgelegenen Fleckchen Erde sind wir die einzigen Gäste. Seine Anlage liegt am Steilhang. Wir haben freie Sicht auf die Tiefebenen im Norden.

Moses hat drei Zöglinge, die sich aufmerksam um alles kümmern. Es sind die Kinder seines Bruders. Dieser ist im letzten Jahr verstorben. Die Umstände werden nicht genauer erklärt, AIDS ist naheliegend.

In einem Tagesmarsch erwandern wir die Wasserfälle mit den prosaischen Bezeichnungen Sipi 1, Sipi 2 und Sipi 3.



Sipi 1 können wir vom Camp aus sehen.

Ein schmaler Pfad führt uns hinter die tosenden Wassermassen von Sipi 2.

Unterwegs werden wir ein Stück von einer offensichtlich geistig verwirrten Frau begleitet. Sie stößt in perfektem Englisch allerlei Verwünschungen aus. Der junge Mann, der uns als Führer begleitet erzählt wie selbstverständlich: „In der Schule war sie immer die Beste. Eines Tages ist sie verhext worden. Seither ist sie von bösen Geistern besessen."

Am Abend lädt uns Moses in seine Hütte ein. Ein Lagerfeuer brennt, um das wir uns alle versammeln. Die Kinder möchten uns ein Geschenk machen. Sie werden uns Geschichten erzählen, mündliche Überlieferungen ihrer Großeltern. Moses soll übersetzen. Sich gegenseitig abwechselnd, erzählen uns die Buben ihre Versionen lehrreicher Liebesmärchen in ihrer Landessprache. In diesem Moment will ich mit niemandem auf der Welt tauschen.

Vom Afrika-Virus befallen

Mit dem Grenzübergang nach Kenia geht unser Afrika-Abenteuer erst einmal zu Ende. In Nairobi bleibt uns lediglich Zeit für organisatorisches. Wir lassen den Landy in der Obhut der Spedition Schenker zurück. Für uns ist das wie ein Fuß in der Tür. Wehmütig steigen wir in ein Flugzeug, das uns in den Vorweihnachtsrausch der „zivilisierten Welt“ verpflanzt.
Afrika hat uns verändert.

Die Blackcontinent-Tour verabschiedet sich vorerst mit dem Zitat einer Freundin:

„Like malaria, other aspects of Africa also get into your blood, and then you will never be completely white again.” (Beatrice Conradie, Südafrika)